



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Moderne Baukunst

Scheffler, Karl

Berlin, 1907

Das Mietshaus.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-43206](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-43206)

Das Mietshaus.

Unsere talentvollsten Baumeister bemühen sich, wenn sie die Aufgabe zu lösen haben, in einer Strassenflucht von Mietshäusern eine Lücke zu füllen, ihre Arbeit von der Umgebung vorteilhaft abzuheben und durch die geistvollsten Mittel der Sonderbetrachtung zu empfehlen. Man findet auf einem Gang durch die Strassen der Grossstadt an vielen Stellen diese guten Einzelleistungen und sie wirken dann inmitten der mit Stuckornamenten überladenen Kasernen und Reihenhäuser wie musikalische Töne im wüsten Lärm der Strasse. Gegenüber dem Banal-Protzigen erscheint ja schon die Einfachheit vornehm, neben dem brutalen Konventionalismus sieht das Empfundene wie eine schöpferische Tat aus. Dass solche Bauten das Bessere darstellen, steht ausser allem Zweifel, denn der Unterschied ist in der Regel zu gross, als dass es nur einer Beweisführung bedürfte. Dadurch entsteht nun aber ein Irrtum: man nimmt das Bessere für das Vorbildliche. Man erhebt die Forderung nach dem „persönlichen“ Stadthaus. Ermüdet und angeekelt von den fürchterlichen Zumutungen, die das moderne Massenquartier an das Anstandsgefühl, an die Nerven des vornehm empfindenden Menschen stellt, glaubt man die Rettung nur in diesen künstlerischen Sonderbestrebungen suchen zu sollen. Und doch ist solche naheliegende Folgerung falsch. Denn die Zukunft des für viele Mietsparteien bestimmten Stadthauses ist nicht so sehr ein Problem künstlerischer als eines sozialer Art. Wenn irgendwo, so ist hier das allgemeine Bedürfnis, das sich zwar selbst nicht kennt aber nichtsdestoweniger wirkt, der Stadtbaumeister der Zukunft. Wird dem Profanbaukünstler

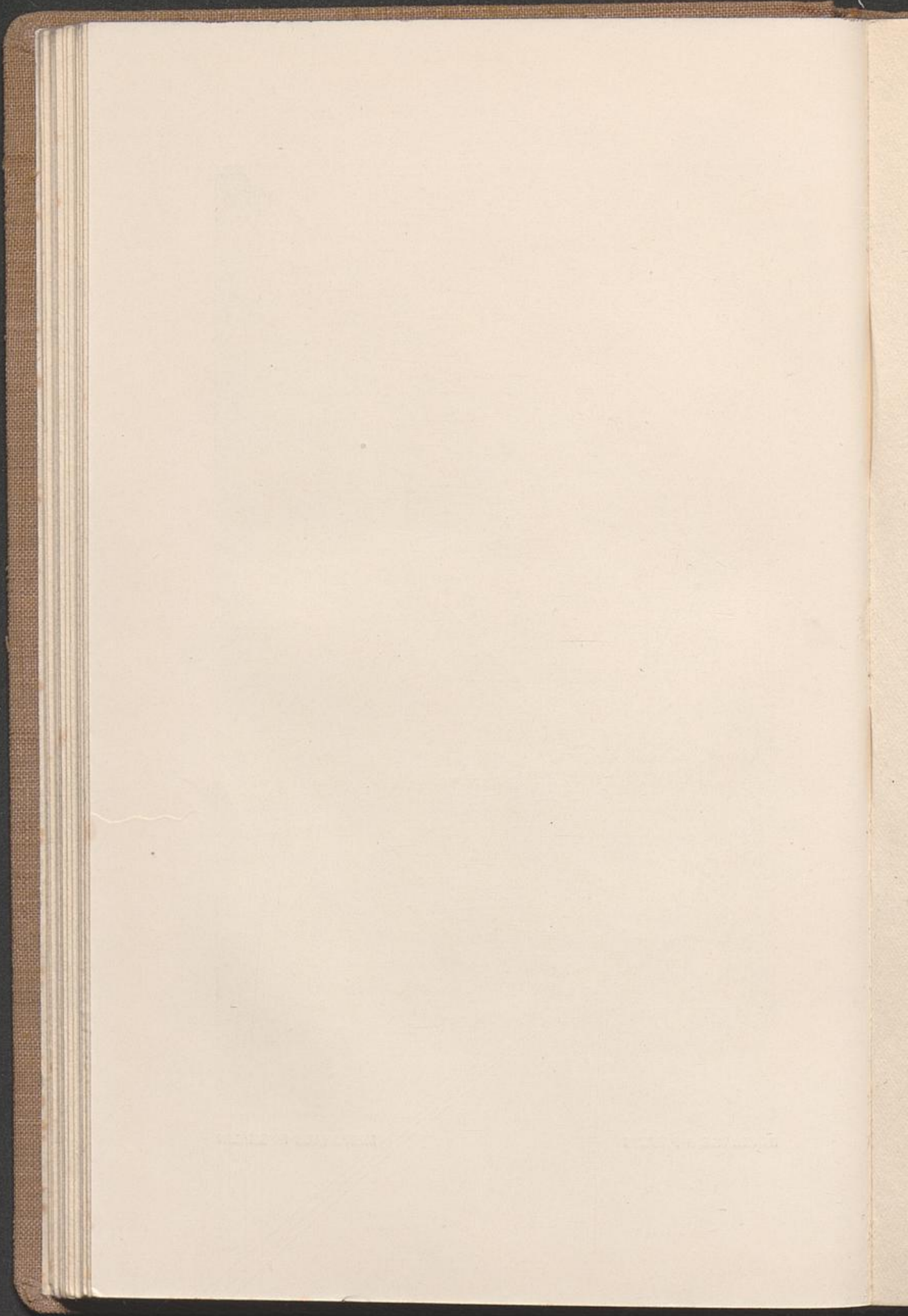
die artistische Einsamkeit überall zum Verderben, so doch nirgend mehr als innerhalb einer Tätigkeit, die mit der Kunst vor der Hand fast gar nichts zu tun hat. Der Architekt ist in diesem Falle ganz auf Gemeinschaftsinstinkte angewiesen, seine künstlerische Freiheit wird ausgeschaltet oder ist doch nur zu retten, wenn sie sich in freiwillige Einordnung verwandelt und das Wünschenswerte, das nur das Notwendige sein kann, ist allein zu schaffen, wenn er sich einem Ganzen als dienendes Glied anschliesst. Interessant, anregend, selbst wertvoll sind gewiss sehr oft die Werke der Originalität suchenden Künstler; aber sie können nie fruchtbar und im besten Sinne nützlich werden.

Ein Beispiel aus dem Gebiet des Literarischen kann zum Vergleich herangezogen werden. Wir erfrischen uns umsomehr an dem „persönlichen Stil“, ja, sogar an der persönlichen Orthographie eines Schriftstellers — wenn er geistreich ist —, je mehr wir angeekelt sind von dem entsetzlich verkommenen Deutsch unserer Tageszeitungen. Und dennoch ist damit nicht gesagt, dass der originelle Schriftsteller der Allgemeinheit gegenüber Recht behält. Denn die Sprache ist, wie die Profanarchitektur, etwas Lebendiges, das sich nur als Ganzes und vom ganzen Volke fortentwickeln lässt. Der Einzelne vermag nur sehr wenig einzuwirken und nachhaltig nur dann, wenn er im Sinne der unsichtbaren Entwicklungstendenzen schafft. Es hilft auch kein Entsetzen, wenn man sieht, wie ein Volk den guten alten Besitz, den uns unsere Klassiker in der Sprache geschaffen haben, aus der Hand gibt und dafür etwas Minderwertiges, oder doch vorläufig noch Minderwertiges ergreift. Das Lebensgesetz will es, dass das Bedürfnis sich seine eigenen Formen prägt; und gegen das historisch gewordene Bedürfnis sich stemmen, heisst, einen Eisenbahnzug mit der Hand aufhalten wollen. An notwendigen sozialen Entwicklungen nehmen stets die mannichfaltigsten Kräfte, die fernsten Ursachen teil. Der Einzelne kennt oder achtet diese nicht leicht ihrem Gewichte nach, bis vollzogene Tatsachen sich Beachtung erzwingen. So geht es vor allem innerhalb der Gebiete der Zweckarchitektur.



DINKLAGE & PAULUS

MIETSHAUS IN BERLIN



Das ästhetische Empfinden persönlicher Künstler bedeutet sehr wenig; die allgemeine Norm, wie sie sich aus tausend heterogenen Einflüssen bildet, behält schliesslich Recht. Nicht nur in dem banalen Sinne, weil sie dem vereinzelt Originellen gegenüber durch die Quantität erdrückend wirkt, sondern auch im geistigen, im entscheidenden Sinne. Unter den schrecklichen Formen barbarischen Ungeschmacks, eitler Ratlosigkeit und anmassender Unbildung lebt und atmet eine Notwendigkeit. Und wo eine Notwendigkeit ist, da ist auch die Schönheit, sei sie auch nur primitiver Art, nicht fern. Ästhetische Charakterzüge, die aus dem Notwendigen hervorgehen, sind es allein, die Wert haben, wo es gilt, das umfassende Problem unsrer grossstädtischen Profanarchitektur in Angriff zu nehmen. Es ist eine tiefsinnigere Arbeit, eine wertvollere Hilfe für die Entwicklung, wenn der Weg der erkenntnisstarken Entsagung beschritten wird, als wenn mit grossem Aufwand Lieblingspläne des ästhetisierenden Besserwissens realisiert oder mit Anstrengung Formen geschaffen werden, die kein allgemeines Bedürfnis verlangt.

Man wird sich gewöhnen müssen, den Grundriss unserer Etagenwohnungen, finde man ihn auch noch so übel und verbesserungswürdig, als einen sozialen Organismus, als Produkt unumgänglicher Einflüsse zu betrachten. Das besondere Bedürfnis, das Einmalige, wie es in jenen exceptionellen Stadthäusern zum Ausdruck kommt, gilt nicht innerhalb des grossen Kreises, wo viele sozialen und wirtschaftlichen Kräfte gegen- und miteinander wirken, um architektonische Zweckgebilde zu erzeugen. Es ist zu beachten, dass der moderne Stadtbewohner nur in den seltensten Fällen während längerer Zeit in derselben Wohnung bleibt. Die Berufspflichten, die Verschiebung der Vermögensverhältnisse und andere äussere Ursachen bringen es mit sich, dass der Mieter etwa in Zwischenräumen von drei oder fünf Jahren die Wohnung wechselt. Beim Umzug erwartet dieser Normalmieter nun nicht etwa einen andern Grundriss; im Gegenteil, er will überall für einen ähnlichen Mietspreis

eine annähernd gleiche Einteilung und Anordnung der Räume vorfinden. Seine Möbel sind für bestimmte konventionelle Räume gedacht, seine Gewohnheiten haben sich der alten Raumdisposition angepasst, wie darauf der ganze Haushalt zugeschnitten ist. Die Stadtgegend wird oft gewechselt, schon darum, weil die weiten Entfernungen der Grossstadt oder andere Unzuträglichkeiten es fordern; aber es wird eigentlich immer dieselbe Wohnung mitgenommen. Wir finden in Berücksichtigung dieser natürlichen Forderung darum mehr oder weniger in jeder Grossstadt Normalwohnungen, worin sich der mit dem Grundriss Vertraute sofort zurechtfinden kann. Die Uniformität für Wohnungen gleichen Mietspreises ist das Prinzip, das unbewusst überall angestrebt wird. Es kommt hinzu, dass die Grundstückspreise von Jahr zu Jahr steigen und dass der Hausbau sich nur rentiert, wenn der verfügbare Raum aufs äusserste ausgenutzt ist. Dem hier einsetzenden Spekulantentwillen tritt dann freilich die Baupolizei mit ihren Bestimmungen für die Hygiene und Sicherheit entgegen. Aus dem Gegenüberwirken dieser beider Willen und mit Berücksichtigung der Forderungen des Publikums ergibt sich fast notwendig schon die einzige mögliche Grundrissform. Es ist eine fast mathematische Aufgabe, an der Hand der Verbote und Bestimmungen der Polizei, den vorhandenen Raum aufs äusserste auszunutzen. Unter den gegebenen Umständen und unter Voraussetzung des normalen rechteckigen Bauplatzes kann das Ergebnis der Zimmerverteilung kaum anders sein; es ist ein glattes Rechenexempel. Von dieser Seite drängt die Entwicklung also auch zur Uniformität des Grundrisses, weil die überall gleiche Ursache: die lukrative Ausnutzung des Platzes, immer wieder zur selben Lösung kommt.

Die Bewohner gewöhnen sich mit der Zeit an diese Gebilde der wirtschaftlichen Not, um so leichter, als sie kostbare Kulturüberlieferungen nicht hinter sich haben und die Gewohnheit verklärt ihnen diese Räume sogar poetisch. Solche gemütlich gewordene Gewohnheit kann sich wiederum nur als Forderung,

als konservierende Kraft äussern; den Grundriss, worin man seine Kindheit verbracht hat, wird man nie wieder ganz los, die Raumdisposition liegt einem im Blut und ist ein Stück Erinnerungsleben geworden. Unwillkürlich fordert der Instinkt etwas Ähnliches. Und zu allen diesen Faktoren, die auf Uniformität abzielen, kommt dann die unwägbare aber vielleicht stärkste Kraft: die sich Gestalten prägende Lebensform. Selbst dann noch, wenn man von Formlosigkeiten der allgemeinen Lebensführung sprechen muss — wie es heute der Fall ist —, ist es eine unleugbare Tatsache, dass diese Formlosigkeiten überall gleicher Art und immer die Wirkungen gleicher Ursachen sind, dass sie als Merkmale grösserer Gemeinschaften und darum ihrer Natur nach als soziale Notwendigkeiten gelten müssen. Die Repräsentationssucht der heutigen Grossstadtbevölkerung, die jenen den Grundriss bildenden Kräften die Richtung in so mancher Beziehung weist, muss durchaus als ein Schicksal hingenommen werden. Man kann nach seiner Fähigkeit dazu beitragen, die Menschen eines besseren zu belehren, so dass aus der sittlichen Erziehung einst die allgemeine Forderung nach besseren Grundrissen hervorgeht. Insofern ist jeder Volkserzieher auch architektonisch tätig. Aber es hat nicht den geringsten Wert, wenn der Architekt ein Etagenhaus baut, das vielleicht für Menschen passen mag, die nach hundert Jahren leben, das jetzt aber unbewohnt bleibt. Schlechte Lebensformen eines Volkes sind verdriesslich für den feineren Geist, aber sie müssen wohl oder übel hingenommen werden wie das schlechte Wetter. Wie alle Organismen der Erde schliesslich Notgebilde genannt werden können, weil sie durch Anpassung entstanden sind, so kann man im höheren Sinne alle Taten der Baukunst Notgebilde nennen. Auch sie sind geworden in der Anpassung, im Milieu sozialer Wirklichkeiten. Die Urkraft, der bildende primäre Trieb ist hier und dort vorhanden; die Form jedoch entsteht allein in dem Kampf dieses Triebes mit dem äusseren Widerstand. Wieviel mehr gilt das für Werke der Nutzarchitektur, die nur eine Halbkunst ist.

Diese sozialen Lebensformen zielen nun ebenfalls auf die Uniformität des Grundrisses. „Man muss“ bei uns vorn an der Strasse einen Salon und ein Wohnzimmer mit Erker oder Balkon haben. Mag das lächerlich sein; der Umstand allein, dass die Majorität fest an dieses Bedürfnis glaubt, genügt, um es im höheren Sinne zu legitimieren. Das mag sehr wenig aristokratisch klingen; aber man wird sehen, dass wir mit dieser Einsicht dem Schönen oder doch dem Charaktervollen sehr viel näher kommen, als mit dem Einsamkeitsdünkel. Denn diese gemeinsamen Instinkte der Bevölkerung, die den Grundriss der Massenquartiere bilden helfen und die gewiss in all ihrer Brutalität für den kultivierteren Menschen schwer zu ertragen sind, müssen doch als Resultat weitausholender Entwicklungen betrachtet werden. Freilich nur als vorläufiges Resultat, weil noch alles im Fluss, im Übergang ist. Brutaler Fortschrittswille und plumpe Genussgier liegen hart neben sentimentaler Traditionseligkeit, die anspruchsvollste Prunksucht auf der einen Seite wird ergänzt durch proletarische Anspruchslosigkeit und die ganze Entwicklung macht oft den Eindruck des Zufälligen. Dennoch steht hinter aller Unerfreulichkeit eine Tendenz, die langsam sichtet, zusammenfasst und reguliert und die aus dem Wirrwarr die gemeinsame Form heraushebt. Am deutlichsten erkennt man das in Berlin, wenn man die Grundrissbildung und Bauweise der Jahre nach dem Kriege, also der Gründerzeit, mit der heutigen Tätigkeit vergleicht. Vor dreissig Jahren und noch bis in die neunziger Jahre hinein herrschte ein buntes Vielerlei. Erinnerungen aus der Schinkelzeit, aus dem Bürgerleben der Revolutionszeit, alte Stadthaus Traditionen und der Schematismus des Spekulantentums: das alles ging wirr durcheinander. Man suchte stets das Besondere, ohne sich doch vom Zwang nivellierender Einflüsse befreien zu können. Erst in den letzten Jahren spürt man die Merkmale grösserer Einheitlichkeit.

Uniformität ist also das Prinzip der modernen Stadthauswohnung. Wer das Besondere will, muss aufs Land ziehen.

Alle mitwirkenden Kräfte zielen darauf, jede nach dem Masse ihrer Wichtigkeit für das Gesamtleben; eines bedingt immer so sehr das andere, und alles zwingt so sehr zur Einheitlichkeit, dass sich die rechte Einsicht des Weges bald bewusst wird. Die Konsequenzen ergeben sich dann in der logischen Fortführung fast von selbst. Aus dem Grundriss geht der Aufriss folgerichtig hervor. Die Forderung nach Uniformität des Grundrisses erweitert sich also dahin, dass auch für die Fassade das völlig Gleichartige gefordert wird. Tatsächlich wird dem auch schon Rechnung getragen. Das Rechenexempel, entstanden aus Spekulantwillen und baupolizeilicher Vorschrift, ergibt überall, wo es sich um Wohnungen gleicher Art, das heisst: gleichen Mietspreises handelt, die gleichen Maasse und Verhältnisse. Um die wahren Tendenzen unsrer Stadthausarchitektur zu erkennen, muss man sich die langen Strassenzüge von Neubauten, wie sie in jedem Jahr entstehen, ansehen, wenn die Häuser noch im Rohbau dastehen. Die Linien der Dachgesimse laufen überall in gleicher Höhe, die Stockwerke entsprechen in verschiedenen Häusern einander genau, die Fensteranordnung ist überall dieselbe und ebenso sieht man regelmässig die Erkerbauten wiederkehren. Man könnte denken, die Strassenflucht wäre von einem einzigen Baumeister gebaut worden und doch arbeiten ein Dutzend Unternehmer daran. Die Ursache solcher Gleichartigkeit ist, dass in Wahrheit auch nur ein einziger Architekt an der Arbeit ist: das allgemeine Bedürfnis. Wenigstens, solange die Gebäude noch im Rohbau sind. Die Verschiedenheiten beginnen erst, wenn dieser tüchtige und seines Willens sichere unsichtbare Architekt vor den Menschen zurücktreten muss. Denn diese sind töricht und anmassend genug, sich für klüger zu halten. Die selbsttätig entstandene Uniformität hält der rechte Bauunternehmer für die grösste Schande und das Publikum bestärkt ihn leider noch immer darin. Ist der Rohbau vollendet, so zeigt sich in der Dachkonstruktion, die vom Bedürfnis nicht vorher bestimmt werden kann, zum ersten der „Individualismus“. Ein Haus vom Nachbarhaus zu unterscheiden,

gilt als Grundsatz und da es unter diesen Umständen schwierig ist, das zu tun, werden alle Mittel der akademischen Stilwissenschaften zu Hilfe gerufen. Das überall gleiche Baugerippe wird hier mit Renaissance, dort mit Gotik bekleidet, das uniforme Gerüst wird mit einem Übermass sinnloser Ornamente in allen historischen Stilen, bis zum „Jugendstil“ weggetäuscht. Zeit und Notwendigkeit bieten den Menschen unsrer Zeit eine ausbildungsfähige Form dar; aber wie auf so vielen anderen Gebieten wird sie missachtet und gar als lästig empfunden. Die bewusste Entwicklungsidee tritt der unbewussten feindlich gegenüber und wir sehen eine Selbstvernichtung aus dem Mangel an Selbsterkenntnis hervorgehen. Die Folge ist, dass die Häuserfront nach der Vollendung nur noch sehr bedingt uniform wirkt, dass die Verschiedenheiten sich vielmehr dem Auge gewaltsam aufdrängen. Wo vorher einfache Linien, symmetrische Massen, wo Rhythmus und Geschlossenheit war, da springt hier eine Giebelverzierung ins Auge, dort ein Fensterornament. Eine wilde Formenschlacht tritt anstelle der wohlthätigen Ruhe, tausend ornamentale Einzelheiten drängen sich frech hervor und da dieser ganze Stuckaufwand aufs äusserste geschmacklos ist, wird dem Auge zur Pein, was vorher wohlthuend war.

Man muss nur unvoreingenommen zu blicken verstehen. Wie das Kostüm einer Bäuerin, die Uniform eines Soldaten nicht eigentlich schön sind, einzeln gesehen, wie sie es aber werden, sobald sie in grösserer Anzahl auftreten, weil dann der Intellekt die darin zum Ausdruck kommende Kulturidee mit geniesst und weil die Wiederholung des Gleichen stets den Eindruck einer gewissen Monumentalität macht, so ist auch das einzelne typische Etagenhaus im Rohbau nicht eigentlich schön. Tritt es aber zurück in die Reihe gleichgearteter Gebäude, so wird der Anblick sofort charaktervoll, monumental und sogar schön. Keine Phrase stört dann das Auge, ungebrochen wirkt der kräftige Rhythmus der horizontalen Erker-
vorbauten, wohlthätig berührt die Symmetrie der in guten Ver-

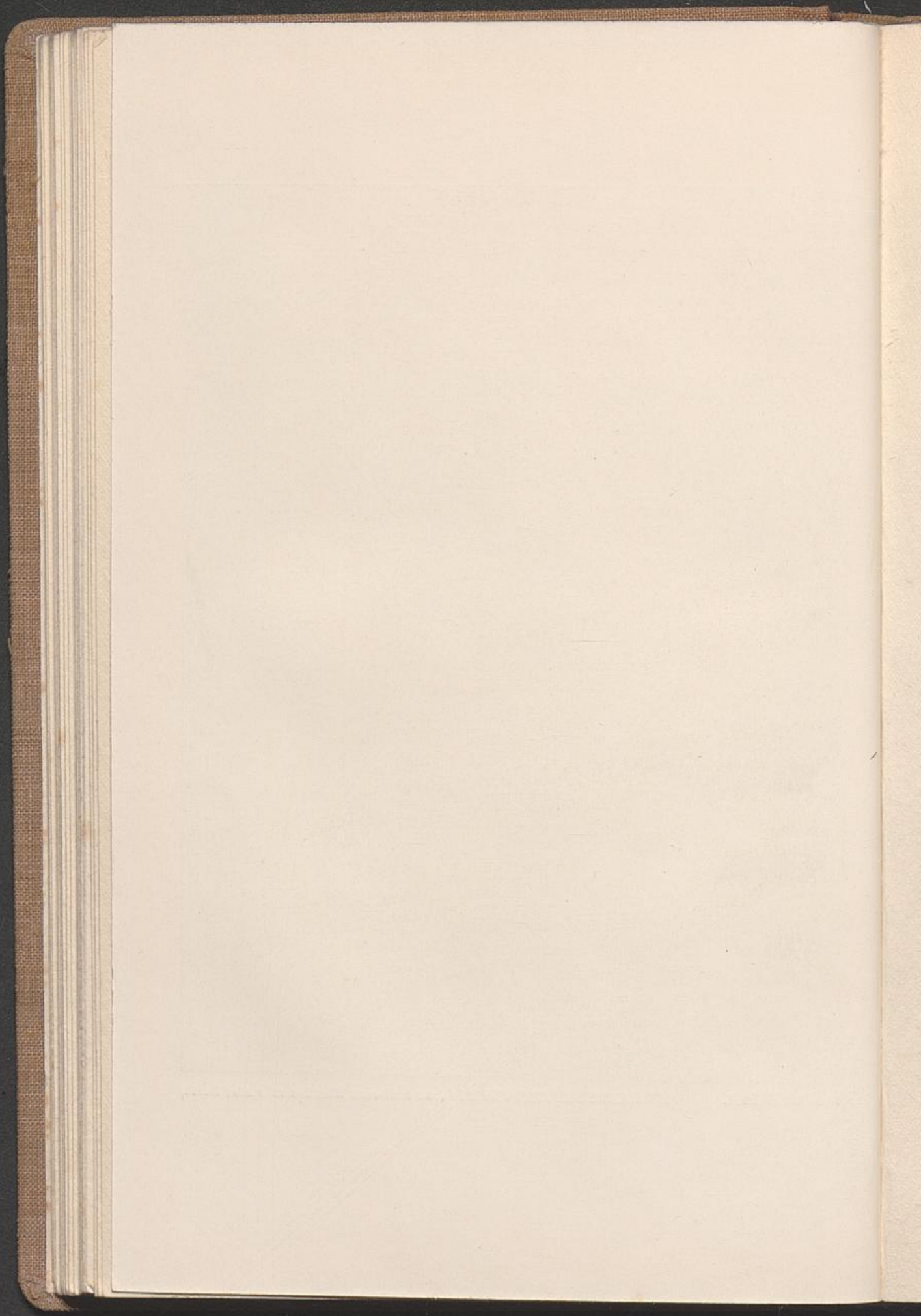
hältnissen angebrachten Fensteröffnungen; das Bild beruhigt, wo man doch gewohnt ist, von dem Vielzuvielen einer Strassenansicht verwirrt zu werden. Zwingt der Trieb, das Schöne überall zu suchen, das Auge in der Grossstadt die Impressionen malerisch zu nehmen und von der architektonischen Form ganz zu abstrahieren, so hat man vor diesen Rohbauten endlich wieder einen rein architektonischen Genuss, wenn nicht dem Grade, so doch der Art nach wie vor alten Bauwerken. Der Genuss aber geht ausschliesslich daraus hervor, dass man Bedürfnisse logisch und ohne Phrasen eingekleidet sieht und dass diese Bedürfnisse allgemein sind. Es spricht sich ein Wollen aus oder doch ein Müssen und darum auch ein Charakter; es zeigt sich dieser Charakter und sofort entsteht auch eine gewisse Art des Schönen.

Vor solchen Rohbauten kann man einen Traum nicht geringer Art träumen. Man braucht nur vorauszusetzen, die Menschen wären konsequent und nähmen die Entwicklungs-idee, der sie doch alle dienen, im Bewusstsein auf, liessen die kindischen Phrasen und Spielereien zu Hause und lernten sich beschränken. Oder man setze nur eine ideale Polizei voraus, die imstande wäre, das sogenannte Ästhetische ebenso streng einzuschränken, wie sie den Spekulationstrieb eindämmt. Wenn das aber der Fall wäre — was vor der Hand freilich noch utopisch ist —, so entstände ohne weiteres ein Stadtbild von ausgesprochenem Charakter. Es ist nur nötig, dass den Anregungen der Konstruktion, wie sie im Rohbau zum Ausdruck kommt, Folge gegeben wird. Wie jeder Profanbau hat das Mietshaus nichts mit idealen Schmuckformen zu tun und bedarf der Dekoration nur, soweit sie sich natürlich aus dem Material und der Bauweise ergibt. Alle die künstlich angeklebten Gesimse, die nichts bezeichnen und illustrieren, die angeschraubten Konsole und Kartuschen sind Unsinn. Ganz zu schweigen von den Gipsgöttinnen, Balustraden, Löwenköpfen und dem ganzen Apparat toll gewordener Spekulantphantasie. Diese ärgsten Übertreibungen verschwinden doch schon mehr

und mehr aus den neuen Strassen. Was aber geblieben ist von der Gründerornamentik, genügt gerade, um die starke Stilidee des Gerüstes zu verdecken und zu verderben. Dieser Stilidee ist nur gemäss, was sich logisch aus den Massen entwickeln lässt. Die grösste Einfachheit ist Pflicht. Genau so uniform wie die Rohbauten sollten die fertig geputzten Häuser sein und sie wären es, wenn unsere Architekten sich fähig zeigten, aus den Anleitungen der Notwendigkeit etwas Künstlerisches zu schaffen. Hier liegt ihre eigentliche Aufgabe in der Mietshausarchitektur, nicht in der Konzeption von Ausnahmeschöpfungen. Jede Phrase wäre zu vermeiden. Da die Gesimsformen, diese Bildungen der Steinbaukunst, gegenstandslos geworden sind, wären sie durch Profile zu ersetzen, die den Formen der Eisenträger über Fenstern und Türen und an anderen notwendigen Stellen folgen. Da es sich um Zweckbaukunst handelt, gehe man auch vom Zweck aus. Im Rohbau zeigt sich fast immer eine sehr reizvolle Profilierung gewisser Flächen durch das Relief vor- und zurückspringender Mauersteine; ein Bau kurz vor dem Putzen wirkt ästhetisch oft ausserordentlich fein. Die Motive bieten sich förmlich dar. Es gibt da gemauerte Pilaster, die in den Verhältnissen geradezu künstlerisch wirken; die aus Brettern zusammengezimmerten Rundbogen, die das gewölbte Mauerwerk in den ersten Tagen, solange der Kalk noch nicht gebunden hat, tragen, geben oft originelle und sehr charaktervolle Formen für die Holzkonstruktion von Oberfenstern; ein Profil, das nötig wird, um das Traufwasser von der Wand abzuhalten, kann eine grosse Masse beleben, wenn der Architekt nicht nach Griechenland schiebt, sondern an die Bestimmung des Baugliedes denkt. Man braucht nicht zu fürchten, dass unsere Stadthäuser auf diesem Wege öde und kahl werden. Blickt man jetzt eine Strasse hinab, so weigert sich das Auge, alle die tausend Ornamentdetails aufzunehmen und geärgert sucht es sich vergeblich im Getriebe einen Ruhepunkt. Blickt man dagegen an einer Reihe von Rohbauten hinab, so genügt das Tempo der Erkervorsprünge schon allein,



ALFRED MESSEL DAS HAUS SCHULTE IN BERLIN (von der Neuen Wilhelmstraße aus; Detail)



um das Gefühl der Öde nicht aufkommen zu lassen. Denkt man sich die Häuser in konsequenter Weise vollendet, wie es angedeutet wurde, so hat das Auge gerade das Mass von Beschäftigung, das ihm angenehm ist. Das Ornament einer Strasse von Mietshäusern sollte nur in den blumengeschmückten Balkons, in den Menschen und Wagen auf der Gasse und in den Reizen der Beleuchtung bestehen. Alles andere ist ein Zuviel. Und welche wundervolle Aufgaben für die so vernachlässigte Kunst des Putzbaues bieten sich hier. Das achtzehnte Jahrhundert hat uns gezeigt, welche Feinheiten im Putz mit den allergeringsten Mitteln erzielt werden können. Eine Linie, eine Profilierung, richtig angebracht, genügen oft, um eine grosse Fläche mit Leben zu erfüllen. Wo ist die Poesie der Flächen geblieben! Gerade indem unsere Architekten ganz modern sind, haben sie die beste Gelegenheit, wahre, lebendige Traditionen zu zeigen. Das noch Benutzbare aus dem Erbe früherer Zeiten bietet sich von selbst dar, wenn der Baumeister nur ganz dem lebensvollen Zweck folgt. Denn alles Leben ist verwandt und reicht sich über die Jahrhunderte hinweg die Hand. Vielleicht gelangten wir auch auf diesem Wege der Selbstbestimmung zu einer neuen und rationellen Art des Ziegelbaues. Die Wirkungen malerischer Natur in den Rohbauten sind oft hinreissend. Auch dieser Hinweis wird nicht beachtet. Wer die Augen zu öffnen versteht, kann auf einem Gang durch die Stadtteile des Westens, wo Strassenzüge neu entstehen, mehr von Baukunst lernen, als in Museen und Schulen. Wann endlich werden unsre Architekten, wann wird das Publikum diese eindringlich natürliche Stimme des Lebens und der Notwendigkeit vernehmen, wann werden sie sich selbst in den Werken ihres Instinkts erkennen!

Man pflegt der Argumentation, das Trägergebälk der Bauten könnte Ausgangspunkt neuartiger Profilierungen werden, mit der Behauptung entgegenzutreten, das Eisen habe in der Form von Trägern seine Rolle bald ausgespielt. Eine von Eisenstäben durchsetzte Betonmasse sei das Material der Zukunft. Es ist aber gleichgültig, ob sich das Baumaterial wirklich ändert

oder nicht. Nur darauf kommt es an, dass in jedem Falle die notwendige Konstruktion zum Ausgangspunkt von Neubildungen gemacht wird. Wenigstens in der Zweckarchitektur. Wenn jene Betonmasse eingeführt wird, werden wahrscheinlich riesige Eisenrahmen nötig, worin die Betonplatten verankert werden. In diesem Falle würde sich der Charakter der Architekturformen eben aus diesen Prämissen ergeben und es ist zweifellos, dass auch dann ein charakteristisches Gebilde entstehen würde. Nicht um bestimmte Formen handelt es sich ja, sondern darum, dass sich der Mensch in der Zweckbaukunst derselben Sachlichkeit, Phrasenlosigkeit und gewissenhaften Ehrlichkeit befleißige, wie er es im geschäftlichen Leben tut oder doch zu tun stolz vorgibt.

Mietshäuser sind nicht freistehende Einzelhäuser, wie es die französischen Paläste waren, und es ist darum Wahnsinn, sie diesen gleich bilden zu wollen. Es handelt sich bei dem Problem vielmehr um Reihenhäuser, um ein ganzes Bausystem. Die Ästhetik weist wieder einmal einen Weg, der im Sozialen ausmündet. Wenn es vor den Rohbauten jetzt bereits scheint, als ob ein Baumeister die ganze Strasse gebildet hätte, so braucht man diese Anregung nur zu verfolgen, um zu einer sehr wichtigen Schlussfolgerung zu gelangen. Diese besteht in der Einsicht, dass die Entwicklung über den Einzelbau hinweg zur Herstellung ganzer Häuserblocks drängt. Nicht aus ästhetischen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen. In unserer Zeit des Genossenschaftswesens ist auch der Gedanke aufgetaucht, es möchten sich immer gewisse Gruppen von Mietern zu Wirtschaftsgemeinschaften zusammentun. Das ist nicht eine willkürliche Utopie, sondern eine natürliche Idee, aus der Not der Zustände geboren. Im einzelnen und nach der Seite der wirtschaftlichen und sozialen Wirkung kann der Plan hier nicht besprochen werden. Es muss die Konstatierung genügen, dass er stetig an Boden gewinnt und dass man ihn in England schon in vielen, in Deutschland in einigen Punkten verwirklicht hat. Die Verfechter der Idee fordern gemeinsame Küchen und Er-

holungsräume, Turn- und Spielhallen für die Kinder, grosse Waschküchen mit gemeinsamem Personal, verständige Anlagen zur Teppichreinigung, zentrale Heizungs- und Lichanlagen, gemeinsamen Einkauf der Nahrungsmittel und manches andere, was alle Parteien des Hauses oder gar eines Häuserblocks zu Mitgliedern einer kleinen festgefügtten Gemeinschaft machen würde. Der Zweck ist die Verbilligung und Erleichterung des Wohnens und soviel auch gegen die Pläne einzuwenden sein mag, so ist doch nicht zu leugnen, dass sie dem Zuge der notwendigen Entwicklung zu entsprechen scheinen. Es gibt bei uns Beamtenwohnungen, die in bewusster Weise blockartig gruppiert sind. Die Komplexe sind von vier Strassen begrenzt und es herrscht innerhalb dieses kleinen Reiches eine Art Kommunismus, der zwar noch sehr bescheidener Art ist, aber doch zu denken gibt. Zum wirtschaftlichen Zusammenschluss drängen heute ja alle Verhältnisse. Wir stehen erst am Anfang der allgemeinen Demokratisierung; darauf weist nicht zuletzt diese merkwürdige Stadthausarchitektur hin. Solche Entwicklung mag der mit dem Erbe aristokratisch denkender Zeiten Belastete voll geheimen Schauders betrachten: er wird doch zugeben müssen, dass die endliche Konsequenz des Begonnenen als etwas Wünschenswertes erscheint, wenn man dagegen hält, was bisher produziert worden ist. Jeder feste Zustand, jede Form der Beschränkung, mögen sie noch so drückend für das Individualitätsbewusstsein erscheinen, sind fruchtbarer als die Zerfahrenheit und Schrankenlosigkeit unserer Tage. Es ist nicht einmal gesagt, dass das imaginäre Stadtbild der Zukunft düster und traurig sein muss. Sobald der Wille, der heute erst ein vager Instinkt ist, sich seiner selbst bewusst wird, ist weiteren Möglichkeiten der Weg geebnet. Es sind schon Pläne aufgetaucht, wonach der als Einheit gedachte Häuserblock einen grossen Gartenhof umschliessen soll. Die bewohnten Zimmer sollen von der Strassenfront entfernt und an diesen Garten gelegt werden, während die Wirtschaftsräume ihre Fenster nach der Strasse bekommen. In den Garten wären Flügel so hinein-

zubauen, dass jeder Wohnung günstige Besonnung gesichert wird. Der Architekt, der dem Publikum diesen Plan vorgelegt hat, konnte den Beweis erbringen, dass die Rentabilität der benutzten Grundfläche ebenso gross sein würde, wie unter den jetzt geltenden Bedingungen. Heute klingt dieser Vorschlag noch utopisch. Wenn aber konsequent fortgesetzt wird, was wir überall beginnen sehen, so kann die Verwirklichung näher sein als man denkt. Schon aus dem ganz profanen Grund, weil die grosse Bodenfläche des Baublocks viel rationeller ausgenutzt werden kann als die kleine Bauparzelle mit ihren vielen winzigen, polizeilich vorgeschriebenen Höfen. Mit dem Blocksystem ist ein Anfang schon gemacht; daraus kann sich natürlich die Wirtschaftsgemeinschaft ergeben und existiert die erst, so ist für fernere Verbesserungen Tür und Tor geöffnet. Man muss immer daran denken, dass der sozial-wirtschaftliche Gedanke sich auf diesem Gebiete sogleich formal architektonisch umsetzt. Die geringsten Kleinigkeiten sprechen mit. Wie der Schornstein in der englischen Landhausarchitektur zu einem wirkungsvollen Bauglied geworden ist, so können profane Zweckbildungen der Mietshausarchitektur zu Motiven werden. Man darf nur nicht an Tempelkunst denken; es handelt sich einzig darum, vernünftig zu sein, sachlich und selbstbewusst.

Ganz töricht ist es, nur die Schönheit alter Stadtbilder gelten zu lassen. Früher waren die Voraussetzungen absolut andere und es ist unsinnig und unmöglich, die einst organisch entstandenen Wirkungen auf die Verhältnisse unserer Grossstädte übertragen zu wollen. Jeder Einzelne baute sich, wie es jetzt noch in den Dörfern ist, in alter Zeit ein Haus nach seinen speziellen Bedürfnissen. Jeder tat für sich das Logische und aus diesem sprechenden Nebeneinander zieht der Nachgeborene nun seine Erkenntnis, die ihm zum Genuss wird. In der alten Architektur wird ihm die Geschichte lebendig. Leider fällt ihm aber dann nicht ein, das einzig würdige Verfahren für ihn wäre, ebenfalls Geschichte zu machen. In der Grossstadt

werden die Wohnungen auf Vorrat gebaut. Daher ist, gegenüber den „malerischen“ Prospekten alter Städte, woran viele Jahrhunderte gebaut haben, die Uniformität das Charakteristische der modernen Stadt. Und weil dieses notwendig ist, wird es auch schön erscheinen. Eine nicht geringe Monumentalwirkung wäre es, wenn das Auge anstatt der einzelnen Fassaden — die es, der geraden Strassen wegen, nur verkürzt zu sehen bekommt — ganze Komplexe umfasste, wenn ein Rhythmus den Blick führte, anregte und beruhigte. Die City wird mit der Zeit immer mehr Geschäftsgegend. Dort werden sich wahrscheinlich die Geschäftshäuser einst ähnlich gruppieren, wie die Mietwohnungen. Die Geschäfte gleicher Art zeigen schon jetzt wieder eine entschiedene Tendenz zur Nachbarschaft, wie man in Berlin am Hausvogteiplatz, wo die Konfektion dominiert, oder in der Behrenstrasse, der Gegend der Banken, beobachten kann. Der alte Zunftbrauch scheint sich im grossen Massstabe zu wiederholen, wie er es auch in der Organisation der grossen Warenhäuser schon tut. Neben diesen Gruppen von Geschäftshäusern werden die Monumentalbauten ihren Platz finden und weiter draussen beginnt das Blocksystem der Wohnhäuser mit grossen Gartenhöfen.

In dem Augenblick, wo diese Konsequenz nur angestrebt wird, gibt es keine Kluft mehr zwischen den Resten alter Kunst und dem Neuen. Wer es gesehen hat, wie natürlich und charaktervoll in Rostock z. B. ein modernes Wertheimhaus neben der alten gotischen Kirche steht, wird es begreifen, dass lebendige, aus sozialen Bedürfnissen gewachsene Architekturen, dienen sie nun einem profanen Zweck oder einem Idealgedanken, über alle Jahrhunderte hinweg verwandt sind. Nur ehrlich konsequent und nützlich müssen sie sein, nicht scheinen wollen, was sie nicht sind und in der Beschränkung den inneren Reichtum suchen. Traditionen knüpfen sich dann erst zwischen Vergangenheit und Gegenwart, wenn sie nicht gesucht, sondern in der Beschäftigung mit den wirkenden Kräften des Lebens gefunden werden.

Hier ist nicht von kindlichen Utopien die Rede. Keine Voraussetzung ist willkürlich konstruiert. Wäre das der Fall, so stürzte das ganze Gedankengebäude zusammen wie ein Kartenhaus. Im Gegenteil, aus den Anleitungen der Erfahrung, aus den Wirklichkeiten der Strasse, fliesst wie von selbst die hier dargelegte Schlussfolgerung. Der Beweis, dass es sich bei der Kraft, die die ersten Versuche einer charaktervollen Stadthausarchitektur zu schaffen jetzt unternimmt, nicht um ein soziales Müssen handelt, wird schwer zu erbringen sein. Vorsicht in der Hoffnung kann freilich nie schaden; auch ist zuzugeben, dass niemals ganz reine Bildungen entstehen können, wo so viele Köpfe mitarbeiten. Ohne Schlacken und Gebrechen wird die Form nie sein, die von einer Majorität stammt. Verbesserungen sind aber nur in der angegebenen Richtung möglich, weil sie allein die Phantasterei ausschliesst und auf dem Boden der Realitäten bleibt. Es soll gewiss keine Zukunftsmusik gemacht werden. Wer so weit nicht vorausschauen mag, beschränke sich auf die Förderung der allernächsten Aufgaben. Alle Fingerzeige sind in den unwillkürlichen Schönheiten, in der ungewollten Monumentalität vieler Rohbauten gegeben. Dass wir vom fertigen Haus dasselbe verlangen, was der Rohbau uns zufällig gewährt: das wird nicht zu viel verlangt sein. Das Natürliche und Vernünftige soll ja nicht neu geschaffen, sondern nur erhalten und im besten Falle ausgebildet werden. Die wesentliche Arbeit besteht im Fortlassen des Falschen. Das ist wohl nicht utopisch. Der Einzelne fragt freilich nach wie vor, wo er mit seinem guten Willen einsetzen könnte, da ihm, als Mieter, doch jeder unmittelbare Einfluss fehle. Er muss den Weg gehen, den die Wirtschaftsentwicklung überall weist: den zum genossenschaftlichen Zusammenschluss. Für die Arbeiter sorgt meistens eine mächtige Instanz, und die Beamten sind schon durch den Beruf eine Art Genossenschaft; eine Schar von Mietern verschiedener Berufe, die Zusammenschluss anstrebt, kann sich als eine Gemeinschaft freilich nicht so leicht organisieren. Unmöglich ist die Aufgabe aber gewiss nicht, sobald

das richtig erkannte Bedürfnis die Individuen erst zusammenführt. Wie weit die Absichten solcher Genossenschaft zielen würden, wäre vorerst unwesentlich; es wird sogar gut sein, wenn vorderhand nur die nächsten Aufgaben in Angriff genommen werden. Zweifellos finden sich für genügend grosse Mieterverbände aber Unternehmer. Und sicherlich auch Architekten, die ihre akademischen Pseudoideale zu vergessen willens sind, um sich ganz in den Dienst gesunder Sachlichkeit zu stellen.